

RETTER UND ÜBERLEBENDE

VON PHILIP T. STARKS

Hinter mir fährt eine Luftschleuse zu. Ich weiß es, aber ich kann sie nicht hören. Meine Ohren registrieren nichts als die Funkverbindung und mein Atmen. Weißes Rauschen, das rhythmische Ansaugen und Ausstoßen von recycelter Luft und mein Selbstgespräch leisten mir Gesellschaft, während ich meinen ersten Schritt in das Draußen wage. Unter meinem Fuß senkt sich der Boden, aber mein Schutzanzug dämpft den Eindruck.

Ich wurde für diese Mission nicht ausgewählt, weil ich besonders alt oder jung wäre, schwach oder stark, schlau oder dumm. Sondern weil mich niemand braucht. Ich bin entbehrlich. Wenn man das Endprodukt einer Sackgasse der Evolution ist, ist es mit dem Recht auf Existenz so eine Sache. Dieser Ausflug wurde mir gewährt, weil ich unfruchtbar bin.

Steril ist auch die Umgebung, in der ich überlebt habe. Ich will nicht sagen »gelebt«, obwohl die anderen hoffnungsfroh Überleben mit Leben gleichsetzen. Ich nicht. Bis jetzt habe ich überlebt. Mit jedem Schritt, der mich von der Enklave hinaus in die wirkliche Welt trägt, fühle ich mich vitaler.

Und ich bin nicht allein. Hier draußen wimmelt es von Leben. Manche Teams arbeiten zusammen, manche

halten in langen Schlachten lediglich die einmal eroberte Stellung, und andere expandieren. Die unter meinen Füßen splittrenden Skelettreste, die den im Draußen herrschenden Mikroben als korallenartiges Gerüst dienen, erinnern mich daran, dass ein Team scheitert, wenn ein anderes siegt.

Ich mag vorankommen, doch mein Team verliert gerade.

Viele Lebensformen haben es nicht geschafft, aber vermutlich hat sich die Mehrzahl durchgesetzt. Es ist nur mein Vorurteil, das Vögel höher einstuft als einen Biofilm. Doch dieser Gedanke tröstet mich nicht. Während ich das mikrobielle Minenfeld durchpflüge, konzentriere ich mich auf Geschichten von längst ausgestorbenen Tieren: Säuger, Vögel, Reptilien und Insekten. Ich rezitiere Gleichnisse, die erklären, wieso der Verlust der Honigbienen der ignorierte Bioindikator einer neuen Ära war, und wie kurzsichtige finanzielle und politische Interessen rechtzeitige Gegenmaßnahmen hemmten. Mit diesen Details versuche ich mich von meiner Furcht abzulenken.

Ich habe den Auftrag, Überlebende zu suchen, aber natürlich hofft man auf Mädchen. Für diese Hoffnung sprechen weder Daten noch Erfahrung. Von fast 10 000 Embryos haben bloß 1500 über-

lebt. Selbst für diese erbärmliche Quote reichte unser Fundus an brauchbaren Gebärmüttern kaum aus, und wir waren gezwungen, sie zu dritt den jüngeren Soldatinnen einzupflanzen. Die meisten nisteten sich nicht ein oder gingen rasch zu Grunde. Unsere ganze Hoffnung waren 350 Föten, von denen 280 die Geburt überlebten; 165 feierten ihren neunten Geburtstag, und vor ihrem zehnten setzten wir sie aus. Nur 68 von ihnen waren weiblich.

Nun suche ich also wenigstens ein einziges Mädchen. Ich sah voraus, dass die Reise lange dauert und schon am Anfang unsere früheren Fehler offenbart. Dennoch war ich nicht auf das Knochenfeld gefasst, durch das ich trampeln muss. Das hier waren einmal meine Artgenossen. Dennoch ist der Horror der ausgeweideten, sauber verzehrten und von dichten Teppichen schillernder Mikroben bedeckten Körper viel leichter zu ertragen als meine Furcht vor dem nächsten Anblick.

Ich durchschreite das letzte Tor, neugierig, vielleicht sogar hoffnungsvoll, doch letztlich unvorbereitet auf den Anblick, der sich mir bietet. An das Aussterben meiner eigenen Art habe ich mich irgendwie gewöhnt, der Gedanke daran bereitet mir keine Furcht mehr. Tote Kinder sind etwas anderes!

Die meisten Pakete mit Wasser und Nahrung, die wir ihnen mitgegeben haben, liegen unberührt am Boden. Die meisten starben offenbar sofort, ihre Leichen sind verwest. Doch an einigen Knochen haftet noch Fleisch. Diese Kinder haben überlebt, aber nicht lange genug, um wieder zu uns zurückzukehren. Ich murmele ein Gebet und wünsche, sie wären nie geboren worden.

Ich beginne die Toten zu zählen, höre damit auf und melde per Funk: »Ich finde mindestens 150, ich kehre zurück.« Ich schalte ab und warte nicht auf Antwort. Wir befruchteten die Eier, entwickelten die Embryos und zogen die Jungen auf. Wir setzten die Überlebenden ungeschützt im Draußen aus. Wir haben sie umgebracht. Ich konnte einfach nicht bis zum letzten toten Kind zählen.

Sonst hätte eines gefehlt. Auf dem Rückweg zu meiner sterilen Gruft bin ich nicht allein gewesen, und bevor ich die Schleuse erreiche, spüre ich, wie eine zarte Hand an meinem behandschuhten Finger zupft.

»Verlass mich nicht.«

Sie ist schön: elf Jahre alt, gesund und ohne Schutzanzug. Ihre Worte sind mächtiger, als sie ahnt: Damit hat sie unser beider Schicksal besiegelt. Ich werde von Freude und Gram überwäl-

tigt: Mich begeistert, dass sie atmet, aber ich selbst wäre am liebsten tot.

»Ich verlasse dich nicht«, verspreche ich ihr. »Wo sind deine Freunde?«

»Fort«, sagt sie. Ich verstehe. Sie ist die einzige Überlebende unseres Belastungstests. Sie hat unseren Missbrauch ausgehalten, und nun liefere ich sie wieder den Tätern aus.

»So viele Leute freuen sich darauf, dich zu treffen!« Ich sage die Wahrheit, aber nicht ganz. Ich weiß, dass hinter der Schleuse ihre Freiheit endet. Sie hat überlebt, aber nur, um Eier zu spenden. Wenn sie Allele trägt, die sie gegen tödliche Pathogene schützen, dann brauchen wir sie. Das Ziel unserer Forschung war immer, eine Generation zu schaffen, die ohne Schutz gedeihen kann.

Ich bringe sie zur Luftschleuse, melde die Neuigkeit und lüge sie an. »Ich werde beiseitretreten und den Platz schützen, damit ich weiß, dass du es hineinschaffst.«

Während sie unsere Gruft betritt, nehme ich meine Maske ab, gedenke derer, die wir retteten, und betrauerne jene, die wir töteten. Als Produkt einer Fehlentwicklung bin ich froh, an mein Ende zu gelangen. Ich atme tief ein, schmecke die Ära der Mikroben und rede mir ein, die Zeit der Menschen sei noch nicht vorüber. 🦋

DER AUTOR

Philip T. Starks ist Assistenzprofessor für Biologie an der Tufts University in Medford/Somerville (US-Bundesstaat Massachusetts). Seine Forschung konzentriert sich vor allem auf das Verhalten sozialer Insekten, aber seit Kurzem untersucht er auch Gemeinschaften von Mikroorganismen.

Wohin mögen die Entwicklungen unserer Zeit dereinst führen? Sciencefiction-Autoren spekulieren über mögliche Antworten. Ihre Geschichten aus der »Nature«-Reihe »Futures« erscheinen hier erstmals in deutscher Sprache.

© Nature Publishing Group
www.nature.com
Nature 496, S. 392, 18. April 2013